

Frauen- Zeitung



Beilage des «Wiesbadener General-Anzeiger».

Nr. 25.

Samstag, den 11. Juli.

1908.

Ich bin klein . . .

(Aus den Liedern eines Großvaters).

Von dem vielen Händefalten
Hatt' ich lang nichts mehr gehalten;
Wie beim alten Dessauer war
Auch bei mir das Beten rar;
Unglück, Priester und Propheten
Brachten mich nur schwer zum Beten;
Jetzt bet' ich tagaus, tagein:
Ich bin klein, mein Herz ist rein.

Ja, mit meiner weltlich harten
Seele kann ich's kaum erwarten,
Bis der Enkel fromme Brut,
Unbehoft und unbefucht,
Nur im Hemblein, wenn es dämmert,
Abends an die Stube hämmert.
Still bet' ich dann mit den Drei'n:
Ich bin klein, mein Herz ist rein.

Will ich wirklich auf den Behen
Heimlich einmal schwänzen gehen,
Dies Gezeiter, dies Hurra:
„Erst noch beten, Großpapa!“
Und ich muß, steh'n sie auch grabe
Splinternackt im Wannenbade!
Ich bin klein, mein Herz ist rein. —
Wer kann da ein Heide sein?

Adolf Ey.

Die Erziehung zur Pflichttreue.

Von Minna Blanzger-Wiesbaden.

Unsere Zeit, die im allgemeinen die beste aller Zeiten nicht sein mag, darf man einen Vorzug nicht absprechen: sie hat in Personen, deren Zeit nicht von einem Beruf in Anspruch genommen wird, das Bedürfnis wachgerufen, ihre Kräfte in den Dienst der Menschenliebe zu stellen.

Wer nicht für seinen Lebensunterhalt arbeiten muß, der schließt sich irgend einem gemeinnützigen Verein an und sucht auf diese Weise seine Schuld der werktätigen Menschenliebe abzutragen. Das ist für verwöhnte Menschen nicht immer ganz leicht, aber es ist ein recht gesunder moralischer Zwang, der den ganzen Charakter in heilsamer Weise beeinflusst. Aber was sind die kleinen Opfer, die derartige Verbindlichkeiten fordern, gegen die, welche manche Berufsarten auferlegen.

Welche Selbstverleugnung verlangt die Tätigkeit einer Krankenpflegerin, eines Arztes, eines Lehrers, wenn sie ihre Pflichten im wahren Sinne des Wortes ausüben wollen. Man hat kaum nötig, an die schwierigstenämter zu denken, bei denen die damit betrauten Personen ihr Leben aufs Spiel setzen, an die Grenzwächter, die in stürmischen Nächten den Pässern nachspüren, während andere Menschen im warmen Zimmer behaglich der Ruhe genießen.

Das Gebiet der Pflichten im Großen wie im Kleinen, vom Staatsoberhaupt bis zum niedrigsten Arbeiter, ist unbegrenzt und auf ihrer Erkenntnis und Ausübung beruht das Wohl des Staates wie der Familie. Täglich werden durch Aufrufe in

der Zeitung Familienväter und Familienangehörige gesucht, die sich gewissenlos ihrer Pflicht, der Fürsorge für die Ihrigen, entziehen. Die Erziehung zur Pflichttreue ist daher eine Hauptaufgabe der Erziehung und muß schon im zartesten Alter beginnen. Leider wird in dieser Hinsicht viel gesündigt.

Vermittelte Eltern überlassen die Erziehung oft Personen, die es selbst mit der strengen Pflichterfüllung nicht genau nehmen. Ebenso ist es bei vielen Müttern der Fall, die unter des Lebens Not und Mühen zu leiden haben. Wenn sie die aller- notwendigsten leiblichen Bedürfnisse ihrer Kinder befriedigt haben, kümmern sie sich nicht weiter um sie.

Kinder sind aufmerksame Kritiker und Nachahmer. Sehen sie nur Nachahmenswertes vor sich, so braucht es kaum der Belehrung. Sie finden es, wenn sie die treue Pflichterfüllung ihrer Eltern täglich zu beobachten Gelegenheit haben, ganz selbstverständlich, daß auch sie gewissenhaft das tun, was sie sollen.

Jedenfalls kann man den erwähnten, erzieherischen Einflüssen zu Hilfe kommen, indem man Kindern schon im zarten Alter kleine Pflichten auferlegt, deren treue Erfüllung konsequent überwacht wird. Es können das leichte Dienstleistungen sein, die regelmäßig gefordert werden. Auch die Pflege von Pflanzen, Haustieren und Vögeln sind Pflichterfüllungen, die man Kindern übertragen kann. Je nach dem Alter kann der Pflichtenkreis erweitert werden.

Kleine moralische Erzählungen aus dem Leben, aus Geschichte und Bibel werden dazu beitragen, die gelegentliche sittliche Belehrung zu stärken und zu befestigen. Kinder können auf diese Weise vor dem sechsten Jahre moralisch so vorgebildet werden, daß sie eine geregelte Disziplin bei Eintritt in die Schule weniger schwer empfinden, als es bei Kindern der Fall ist, die ein völlig ungebundenes Leben verlassen müssen. Sie werden dann auch pflichttreue Schüler sein, und daß aus pflichttreuen Schülern zum größten Teil pflichttreue, tüchtige Mitglieber der menschlichen Gesellschaft werden, wird niemand bestreiten, der genug pädagogisches Interesse hat, um den Werdegang hervorragender Männer zu verfolgen. — Ausnahmen gibt es natürlich auch hier, aber sie bestätigen nur die Regel, und geniale Ungebundenheit, die sich zuweilen ihrer losen Jugendstreiche rühmt, kann nicht als Norm gelten.

Küchenaberglaube.

In unserem „aufgeklärten“ Zeitalter hat natürlich auch die Küche ihren Aberglauben. Unsere neue Küchenfee hat uns davon zu überzeugen gewußt. Marianne vergibt nie, gewissenhaft jeden Abend ihre Wiederruhr aufzusuchen. Weniger beliebt, um des „Dienstes ewig gleichgestellte Uhr“ im Betrieb zu halten. „Ach — bewahre! Wenn ich verjasse, die Uhr aufzu- ziehen, kriegt meine Herrschaft Logierbesuch, und dann habe ich bloß doppelte Arbeit“, erklärte sie einer Standeskollegin. Seitdem vergibt kein dienstbarer Geist im Haus, die Küchenruhr aufzusuchen. Denn Mariannens Weisheit gilt etwas im Rate der „Mädchen“.

Anderes ist es, wenn zufällig ein Verwandter des Hauses einen Buckel trägt. Ein Gast mit solchem Auswuchs bringt nämlich angeblich „Glück“ ins Haus. Ein zu Boden fallendes Messer bedeutet weiblichen Besuch. Fällt eine Gabel, so ist männlicher Besuch in Sicht. Der Löffel hingegen, der hinfällt, stellt eine Enttäuschung irgend welcher Art in Aussicht.

Den Besuch einer rothaarigen Dame an einem Freigentage — es kommt fast nie bei uns vor — fürchtet aber unsere Fee wie das Feuer. Sie weiß aus ihrer ostpreussischen Heimat von der Ruhme, daß ein also charakterisierter Gast für sie — „Krad“ im Gefolge habe. Schlimmer noch ist es, wenn eine eiserne Backpfanne fällt, denn dann meldet sich der Tod in der Familie an.

Als altbekannter abergläubischer Brauch dürfte der vor-
ausgesetzt werden, daß ein neues Dienstmädchen nie an einem
Freitag oder an einem Dreizehnten den Dienst antritt. Aus
dem deutschen Sprichwörterchatz ist es geläufig geworden, daß
in einer „Küche, die nicht raucht“, Schmalhaus Küchenmeister
ist. Wenn die Küche nicht mehr raucht, heißt es auch, wird die
Liebe kalt. Wenn der Herd dagegen raucht, fehlt's nicht an
Freunden — wird die Küche kalt, so gehen die Freunde bald
Zette Küche endlich verheißt magere Erbschaft.

Helena von Wernor.

Frauen von heute.

Hauschwester. Die Versuche, die wachsende Dienstboten-
not durch das Heranziehen gebildeter und fachlich gut geschulter
Mädchen zu lindern, ist nicht mehr neu. Vielsach ist ja schon
anstelle des Dienstmädchens die Stütze mit Familienanschluß
getreten, nur daß im allgemeinen das Leben solcher Stützen
kein sehr beneidenswertes ist. Sie müssen viel Arbeit leisten,
haben wenig freie Zeit und sind trotz des Familienanschlusses
oft innerlich recht vereinsamt. Eine weit bessere Lösung er-
scheint daher der Vorschlag der Hauschwester, die nach Ver-
richtung ihrer Tagesarbeit in ihr Heim zurückkehren würden,
durch Organisation und Tracht gekennzeichnet, sich eine bessere
soziale Stellung sichern könnten. Schon vor nahezu Jahres-
frist ist in Berlin eine solche Hauschwester-Organisation be-
gründet worden. Nunmehr agitiert auch Schweizer Frauen
in Jürich und Sankt Gallen für den Hauschwester-Verband.
Die betreffenden Hauschwester sollen erst einen Kursus in
bestimmten Schulen durchmachen und dann vom Verein aus
tageweise in Familien gesandt werden, und zwar je nach ihrer
Vefähigung für Hausaltungsarbeit, Nidarbeit, Kinderwarten,
Hilfeleistungen für Gebrechliche etc. Insbesondere sollen sie
auch Hauspflegetätigkeit dort ausüben, wo die Hausfrau vor-
übergehend abwesend, leidend oder aus irgend einem Grunde
zur Verrichtung ihrer Hausfrauentätigkeit unfähig ist. Die
Begründerinnen meinen, daß für zahlreiche Töchter des Mit-
telstandes, die, ohne für irgend einen Beruf besonders befähigt
zu sein, müßig zu Hause sitzen, die Arbeit der Hauschwester
einen wohlthätigen, befriedigenden Lebensinhalt bilden könnte,
und daß es gelingen wird, den Beruf zu einem angenehmen,
begehrten zu gestalten.

Das neue Arbeiterinnenschutzgesetz in der Schweiz bringt
wieder eine Anzahl wesentlicher Verbesserungen für die Ar-
beiterinnen. Die Arbeitszeit ist auf höchstens 10 Stunden
tätlich, 60 Stunden wöchentlich festgesetzt, Ueberarbeit an höch-
stens 60 Tagen im Jahr und für einen Lohnzuschlag von min-
destens 25 Prozent gestattet. Die bedeutsamste Neuerung ist
die gesetzliche Anerkennung von Ferien. Jeder Arbeiterin, die
nicht in Akkord oder Stundenlohn steht, müssen nach einjäh-
riger Dienstzeit im gleichen Geschäft 6 Tage zusammenhän-
gende Ferien bei voller Lohnzahlung zubilligt werden, nach
zweijähriger Dienstzeit im gleichen Geschäft 8 Tage, nach drei-
jähriger 10 Tage, vom 4. Jahre an jährlich 12 Tage. Die
Uebertretung des Gesetzes unterliegt Geldbußen von 2-300
Franc.

Hauswirtschaftliche Fortbildung durch Unternehmerfür-
sorge ist verschiedentlich eingeführt worden. So hat eine
Bremer Tabakfirma, die nahezu 1800 Arbeiterinnen beschäf-
tigt, in all ihren Fabriken unentgeltliche Näh- und Nidkurse
unter tüchtiger Leitung eingerichtet. Nach fünfjähriger Be-
schäftigung in den Fabriken wird kostenlos ein dreimonatiger
Nidkursus geboten.

Die Frau im Rechtswesen. Fräulein B. Girschmann, die
Tochter eines Moskauer vereidigten Rechtsan-
walts, hat unlängst bei der juristischen Fakultät das Staats-
examen der Moskauer Universität bestanden und hierauf beim
Advokatenbureau darum nachgesucht, in die Zahl der Rechts-
anwaltsgehilfen aufgenommen zu werden.

Weibliche Architekten. In der Kanzlei der Höheren Kunst-
schule an der Kaiserlichen Akademie der Künste in Peters-
burg sind mehrfach Besuch von Damen eingelaufen, die im
Auslande ihre Studien als Architekten beendet haben und
anfragen, auf welchem Wege sie das Recht zur praktischen Aus-
übung ihres Berufs in Rußland erwirken können. Die Ka-

zanie verlangt für die Ausübung der Tätigkeit eines Archi-
tekten das Ablegen eines Ergänzungsexamens in den mathe-
matischen Fächern an einer russischen technischen Hochschule oder
an den Höheren Kursen für Frauen, und das Ablegen eines
Ergänzungsexamens im Zeichnen. Besondere Schwierigkeiten
stehen also den weiblichen Architekten nicht im Wege.

Die Frau im Handwerk. Eine beschäftigte englische Tisch-
lermeisterin ist in London Miss Jackson. Sie ist namentlich
in der Kunstschlerei bewandert und findet zahlreiche Ab-
nehmer für ihre sauber und schön ausgeführten Waren.

Weibliche Stiefelputzer gibt es in den Straßen von Pa-
ris. An vielen Straheneden haben sie sich „etabliert“, um mit
Glacchardschuhen ihr Handwerk auszuüben und, wie uns mit-
geteilt wird, „glänzende Geschäfte“ zu machen. Dieser Frauen-
beruf soll recht lohnend sein, obgleich der Preis für den Dienst
des Putzens äußerst gering ist. Die männliche Konkurrenz
ist natürlich empört über diesen neuen Rivalen und sucht
durch Drücken der Preise dem Hinüberspielen der Frauenfrage
in ihre Verstricke dadurch Einhalt zu tun. Allein das hilft
nichts. Die verwöhnte Pariser Männerwelt zieht die weib-
lichen Stiefelputzer ihren männlichen Kollegen vor, umsomehr
als viele Stiefelputzerinnen über ein recht hübsches Exterieur
verfügen. Wir zweifeln nicht, daß weibliche Stiefelputzer auch
bei uns Geschäfte machen würden. Im Sommer fehlen am
Bahnhof, im Winter im Vestibüle zu den Ballsälen derartige
dienstbare Geister.

Eine soziale Frauenschule wird im Oktober d. Js in Ber-
lin eröffnet. Sie stellt den Ausbau der mehr als ein Jahr-
zehnt währenden Arbeit der Frauen und Mädchengruppen für
soziale Hilfsarbeit dar und wird gemeinsam von diesen, sowie
vom Pestalozzi-Fröbelhaus begründet. Zweck der Schule ist es,
junge Mädchen in systematischer Weise für ihre Aufgaben in
der Familie anzuleiten und sie in soziale Arbeitsgebiete einzuführen.
Fernerhin Mädchen und Frauen für berufsmäßige
und freiwillige Arbeit auf sozialem Gebiete auszubilden. Schon
vor zwei Jahren hat der Leiter des Berliner Armenwesens
Stadtrat Münsterberg auf einem internationalen Kongreß in
Mailand soziale Frauenschulen verlangt. Zweifelloß ist gründ-
liche Ausbildung auf verschiedenen Gebieten sozialer Tätigkeit
eine wertvolle Grundlage für die verschiedensten Berufe, sowie
unerlässlich für den Erfolg freiwilliger Arbeit. Daher ist diese
Ausbildungsmöglichkeit freudig zu begrüßen. Die Ausbildung
ist zweijährig, sie umfaßt Erziehungslehre, Pädagogik, Hygiene,
Volkswirtschaftslehre, Bürgerkunde und Familienrecht, Sozial-
ethik, Geschichte des Armenwesens und der Armenpflege, Theo-
rie der Jugendfürsorge, Handfertigkeit, Handarbeit, Kinder-
gartenarbeit, Übungen in Hauswirtschaft und Kinderpflege.
Nachseute werden als Dozenten an der Schule wirken. Die
Leitung der Anstalt ist Fräulein Dr. Alice Salomon über-
tragen.

Das Ewig-Weibliche.

Was Frauenkleider wiegen! Was könnte eine Statistik der
Gewichte von Frauengarderobestücken alles zutage fördern!
Nur ein Beispiel hierfür! Die Bauernfrauen des pommerischen
Weigaders pflegen bei besonderen Anlässen in ihren Volk-
trachten einherzugehen, eine gute, alte Sitte, die sie indessen
veranlaßt, meist 4-5, Sonntags sogar 11-16 Rode überein-
ander zu tragen. Daß sie allerdings froh sind, sich dieses Staates
zu entledigen, wird man ihnen nachempfinden können, reprä-
sentiert doch ein solches Staatskostüm ungefähr einen Zentner
Gewicht! Gleich „schwerwiegend“ ist auch der Preis eines sol-
chen, er schwankt zwischen 2000 bis 3000 Mark. Die Ausstat-
tung einer Weigaderin an Wäsche und Kleidung erreicht nicht
selten die Summe von 20000 bis 30000 Mark.

Frauen am Spieltisch. Unter den Damen der französischen
Aristokratie war im 17. Jahrhundert eine wahre Spielwut
ausgebrochen. Die vornehmsten und höchstgestellten waren die
eifrigsten beim „Landsknechtspiel“. Da sie für ihre Reigung
nicht immer hinreichend Partner fanden, so versielen sie zu-
weilen auf seltsame Ideen, um ihrer Spielwut fröhnen zu könn-
en. Die Herzogin de la Ferté berief ihre Vieseranten, die
Schlächter, Väder usw. zusammen, die mit ihr „Landsknecht-
spielen mußten, wenn sie die Kundschaft behalten wollten. Ein-
mal sagte die Herzogin einer Freundin ganz naiv ins Ohr:
„Ich betrüge sie beim Spiel, weil sie mich bei den Vieserungen
bestehlen.“ Gemütsmenschen!

Was der Trauring sagt. Auch der glatte Reif hat seine
Symbole und seinen Aberglauben. Glatt und golden ist er.
Das hat die Bedeutung, daß ihm, der weder Anfang noch Ende

hat, auch die Kreuze — Kreuz wie Gold — gleich. Der Augenblick, in dem der Gemann seiner jungen Gattin vor dem Priester den Ring gibt, heißt es im „Dictionnaire infernal“ nach einem alten Zauberbuch, ist von allerhöchster Bedeutung. Wenn der Mann den Ring an der Fingerspitze anhält, ohne ihn über das zweite Glied zu schieben, wird die Frau Herrin im Hause, streift er ihn jedoch über den ganzen Finger, wird er der Herr und Gebieter sein. Daher sollen in den Ländern mit stark ausgeprägtem Aberglauben die Frauen auch manche List anwenden, damit der Trauring das zweite Glied nicht überschreitet, indem sie z. B. den Finger „krümmen“. Auch diente der Trauring im Bedarfsfall zum Festknüpfen und hierfür, um den Mann „unfähig“ zu machen, genügte es, wenn die Frau am Hochzeitsstage den Ehering vor die Tür der Kirche warf, in der er die Weihe erhalten hatte.

Rüssen und Reisen. Es dürfte einigermaßen wunderbar erscheinen, daß in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, wo man sogar „Liebeschulen“ und „Kuhunterricht“ kennt, auch ein Kufrerbot in aller Form besteht. Dieses Verbot wird umso schmerzlicher empfunden, als es gerade einen Ort betrifft, an dem erickrungsgemäß recht viel „gebusst“ wird. Betriebstechnische Erwägungen sollen es sein, die der „Pennsylvania Railway Company“ folgenden Ullas an ihre Beamten auf dem Bahnhof in Jersey City eingegeben haben: „Alle Bahnbediensteten, Beamten an den Eingängen und Billekontrollen, die in Jersey City Dienst haben, werde alle Personen am Austausch von Rüssen bei Ankunft und Abfahrt der Züge auf dieser Station verhindern. Dieser Befehl muß streng durchgeführt werden.“ Zur Erläuterung dieser tyrannischen Verfügung wird behauptet, es habe sich herausgestellt, daß durch die Massen- und Dauerküßerei auf dem Bahnsteig die Abfertigung der Züge verzögert werde. Selbstverständlich hat das Küßerverbot auf das Publikum verstimmend gewirkt, und ebenso selbstverständlich suchen andere Bahngesellschaften sich dies zu Nutzen zu machen, indem sie den New Yorker Zeitungen erklären: „Bei uns darf auf den Bahnsteigen nach wie vor drauflos geküßt werden!“

Opfer weiblicher Eitelkeit. Wie die „Daily News“ feststellen, enthielten die beiden letzten Schiffstransporte, die an ein großes Londoner Modemagazin gelangten: 8000 Paradiesvögel, 600 Kisten Seeablersfedern, 200 Kisten Pfauenfedern, 500 Kisten kleine Vögel verschiedener Art, 5100 Tauben, 800 Fasanen und ein halbes Duzend Kisten mit allen Arten Insekten, die zum Schmucke präpariert werden.

Frauen und Bestien. Schon im grauen Altertum hatte das weibliche Geschlecht die meisten Erfolge in der Behandigung von Bestien aufzuweisen. Cybele, Medea, Circe seien nur namhaft gemacht. Diese Beobachtung bestätigt auch der bekannte Zoologe Prof. Jäger, indem er über die Beziehungen der Geschlechter bei der Dressur wilder Tiere ausführt: „Bei den wilden Tieren gelingt die Zähmung des Männchens einer Frau leichter, die eines Weibchens dem Manne. Meine beiden zahmen Wölfinnen z. B. waren an mich und meine Kinder anhänglich wie Hunde, für Frau und Magd hatten sie nur Knurren und böse Blicke. Eine Hündin attachiert sich viel inniger und leichter einem Manne, als eine Rübe, während es sich bei der Frau umgekehrt verhält. Mancher Hundestreund würde viel lieber eine Hündin halten; da die Frau aber nicht mit ihr auskommt, muß er sich mit dem Rüben begnügen. Daß die Tiere von einer Magd sich viel leichter behandeln lassen als von einem Knechte, ist eine nicht minder belante Tatsache. Meine Erfahrungen erstrecken sich über Marber, Füchse, Bären, Antilopen, Hirsche, Kagenarten, Zibethhaken und Papageien, bei welchen letzteren die kreuzweise Sympathie oft ganz ellatant sich kundgibt.“

Unsere Lieblinge.

Erzählt Euren Kindern Geschichten. Die allgemeine Verbreitung des Lesens hat eine Kunst in Verfall gebracht, die ehemals eine Hauptrolle in der Jugendberziehung spielte, das Geschichtenerzählen. Noch heute gibt es Völker, bei denen das Geschichtenerzählen eine hohe Bedeutung hat. So ist z. B. in Japan, wo gerade in neuerer Zeit viele talentvolle Hanashitas (Geschichtenerzähler) zu großem Ruhm gelangt sind. Sie sind wie ein Bericht aus Tokio im B. Z. schildert, oft bedeutende Künstler, und es gibt ganze Familien, die so wie es Schauspieler-, Musiker-, Gelehrtenfamilien gibt, immer wieder gefeierte Hanashitas hervorbringen. Wenn aber keine Leibeserben da sind, so wird oft die Tradition durch Adoption talentvoller Schüler fortgesetzt. Die Erzählungen durch Hanashitas sind außerordentlich wertvoll für die geschichtliche und

Kulturgehichtliche Ueberlieferung. Vor allem können wir aus ihrer Art des Geschichtenerzählens für die Jugendberziehung viel lernen. Der lebendige Vortrag, das gesprochene Wort, üben eine ganz andere Wirkung, als der tote, gedruckte Buchstabe aus, und so fügt denn der Berichterstatter seinem Aufsatz die nachstehende Schlußfolgerung hinzu: „Der Geschichtenerzähler bedeutet für Japan etwas Unerseßliches, um das wir in nationaler Hinsicht so mühselig ringenden Deutschen den Japaner beneiden könnten. Wie der Engländer seine Kirche und seinen Sport über alle Weltmeere führt und in ihnen den festesten Kitt des nationalen Zusammenlebens findet, so der Japaner in seinem Hanashita. Kein deutscher Volksschulunterricht kann so anschaulich und so lebendig die großen Erinnerungen des Volkes, alle einzelnen Elemente des Volkstums seinen Jünglingen einprägen und lebenslanglich in ihnen Gestalt gewinnen lassen, wie der lebendige Vortrag des Erzählers, der zudem alle Schichten des Volkes, Studenten wie Arbeiter, Männer wie Frauen, alt und jung vor seiner Bühne vereinigt. Kein Geringeres als Graf Oluma ist es gewesen, der auf die ungeheure politische Bedeutung des Geschichtenerzählers hinwies und seine strenge Beaufsichtigung und Förderung durch den Staat und die Gebildeten verlangte.“

Die Verhütung des Plattfußes sollte schon in der Kindertüte sorgfältig beachtet werden. Ein Berliner Arzt, Dr. Mustat, hat soeben in einer Zeitschrift auf die große Verbreitung des Plattfußes hingewiesen. Wenn auch Plattfüße vor allem als Hinderungsgrund für den Militärdienst ins Gewicht fallen, so sind sie doch überhaupt in mannigfacher Beziehung hinderlich, beschwerlich und jedenfalls unschön. Freilich entstehen die meisten Plattfüße durch Berufsbeschädigung. Aber auch bei der Erziehung und Pflege der Kinder ist mancherlei zu berücksichtigen. Zu verwerfen sind die einbällig gebauten Schuhe, auch die Strümpfe sollten verschieden und dem Fuß angepasst werden. Es ist ferner zu beachten, daß bei dem raschen Wachstum Schuhe bald zu klein werden und durch neue ersetzt werden sollen. Bestimmte Laufübungen dienen zur Kräftigung des Fußgewölbes. Jugendliche dürfen niemals anstrengendem, andauerndem Stehen ohne ergebige Ruhepausen ausgesetzt werden. Dies ist besonders bei Lehrlingen zu beachten. Beginnender Plattfuß ist durch zweckmäßiges Schuhwerk mit Einlagen zu redressieren. Bedenkt man, daß von den Stellungspflichtigen etwa 25 Proz. wegen Plattfuß unbrauchbar sind, so kann man daraus erkennen, wie verbreitet das Uebel und wie nötig seine Bekämpfung ist.

Das Kind am Sonntag. Eine Schweizer Schriftstellerin und Kinderfreundin, Madame Combe, richtet an alle Eltern die beherzigenswerte Mahnung, den Kindern wirkliche Sonntagsferien zu geben. Sie sagt zu diesem Thema, wie das „Schweizer Frauenheim“ berichtet, etwa folgendes: „Der Sonntag ist im Leben des Kindes durchaus nicht immer der strahlende Festtag, der er sein sollte, sondern daß er im Gegenteil oft vielleicht gerade der trübste und drückendste Tage der Woche sein mag. Und warum? Einmal ist es der Tag, wo die elterliche Gewalt vom Vater und der Mutter, statt nur von der Mutter, ausgeübt wird, was nur zu leicht doppelte Befehle, doppelte Verhaltensmahregeln and, als schlimmstes, auch doppelte Strafen mit sich bringt. Dann ist er der Tag der Sonntagskleider, die geschont werden müssen! Das weiße Schürchen darf nicht zerlittert, die frische Bluse nicht beschmutzt werden; auf dem Spaziergang muß zu den hübschen Stiefelchen und zu dem schönen Hut Sorge getragen werden und vor lauter Vorschriften und Ermahnungen geht die ganze Sonntagsfreude verloren. Eltern, Erzieher und Freunde der Jugend sollen sich zu einem Feldzug gegen eine solche Zerstörung des Sonntags zusammenschließen. Ein Sonntagswaffenstillstand wäre einzuführen, der alle Strafen und Strafreden aus dem stillen, frohen Kreis des Sonntags verbannt, und sie, wo es nötig ist, am Montag in Anwendung bringt.“ Unsere Kinder sollen einen wirklich frohen, friedlichen, geheiligten Sonntag haben.

Jugend, Spiel und Sport. Die Notwendigkeit von Spiel und Sport für die Jugend, Dinge, die man ehemals geneigt war als überflüssigen Mühsigang zu bezeichnen, wird überall anerkannt. Schon seit Jahren besteht in Deutschland der Verein zur Förderung von Volks- und Jugendspielen, der ernste Arbeit leistet und dem viele treffliche Pädagogen angehören. Vor kurzem ist nun auch in der Schweiz ein ähnlicher Verein, die „Vereinigung für Jugendspiele und Wandern“ ins Leben getreten. Als erste praktische Tätigkeit wurde im Mai dieses Jahres ein Spielkurs in Schaffhausen abgehalten, um unter den Lehrern tüchtige Leiter für Jugendspiele auszubilden. Nunmehr erläßt die junge Schweizerische Vereinigung einen

Aufruf, in dem darauf hingewiesen wird, wie Spiele, Wanderungen und freie Leibesübungen, Geist und Körper für das Leben erziehen. Geistige Regsamkeit und soziales Pflichtgefühl, Ehrfurcht vor der Natur und Liebe zur Heimat, Gesundheit, Sinn für das Schöne, für Recht und Ordnung, für das Gemeinschaftsleben, all dies wird durch Bewegung, Spiel und Wanderung belebt und gestärkt.

Für den Haushalt.

Praktische Winke und Mittel.

Wie kocht man Krebse? Wir sind in der Krebszeit. Deshalb mögen einige erprobten Winke willkommen sein. Um den Wohlgeschmack der delikaten Schalentiere zu erhalten, leert man, bevor man die Krebse in das siedende Wasser wirft, in dasselbe ein Gläschen weißen Wein oder Essig, diesem fügt man ein Stückchen Petersilie und einige Lorbeerblätter bei. Zwei geschälte Zwiebeln, einen Löffel Salz, Pfefferkörner und ein kleines Stück Knoblauch vervollkommen das Ganze. Wenn die Krebse völlig rot geworden, legt man sie in eine tiefe Schüssel und bespritzt sie mit etwas Branntwein, ehe man sie serviert. Nach dieser Art werden die für die Gastafel bestimmten Krebse zubereitet werden.

Weiße Strohhüte bürtet man zur radikalen Reinigung am besten mit Akefalslösung ab. Es ist dazu nur sehr wenig Akefals, in heißem Wasser aufgelöst, erforderlich. Man spült gut mit klarem Wasser nach. Doch Vorsicht, denn Akefals ist ein scharfes Gift, das Stoffe zum Beispiel radikal durchdringt.

Eis im Haushalte. Einen einzelnen Eislöcher kann man ziemlich lange aufbewahren, wenn man ihn in Federn oder Sägemehl verpackt und gegen die äußere Luft schützt. Kleine Eisstücke (z. B. für den Gebrauch im Krankenzimmer) lege man in ein Säckchen von Flanell, hänge dieses frei in ein Gefäß und bedecke das Ganze mit einem Federkissen.

Russen und Schwaben sind in der Insektenwelt recht unangenehme Landsleute. Zumal wenn sie in die Wohnungen bringen. Um sie dann am rationellsten wieder los zu werden, wird Borax und perflisches Insektenpulver frisch und unverfälscht tüchtig gerieben und gleichmäßig gemengt. Diese Mischung wird in eine Insektenpulverspritze eingefüllt und in die Fugen, Ritzen, Spalten, Oeffnungen, wo dieselben sich zeigen, hineingespritzt. Am Morgen liegen die Tiere massenweise tot, teilweise auch nur betäubt am Boden, sie werden zusammengekehrt und ins Feuer geworfen. Die Einspritzungen sind einige Tage lang zu wiederholen, dann eine längere Zeit wöchentlich ein- bis zweimal, um die aus den Eiern gekrochenen Jungen ebenfalls zu töten.

Champignons kann man auf folgende Art einmachen. Die Pilze, welche unten noch geschlossen sind, werden abgebrochen und das Raube unten und oben soweit als möglich entfernt. Hierauf läßt man sie mit Wasser, etwas Pfeffer und Salz einen Tag tun, aber nicht zu lange, worauf man das Wasser abgießt. Sobald die Schwämme in einer Schüssel erstarrt sind, bringt man sie in ein steinernes oder gläsernes Geschirr und gibt Weinessig, Salz, Pfeffer und Baumöl darüber. Als seine Zuspäts zu jedem Braten werden die Pilze jeder Hausfrau willkommen sein.

Haarbürsten reinigt man, indem man sich zum Waschen niemals der Seife bedient. Vielmehr nehme man etwas Soda, löse sie in warmes Wasser auf und lege die Bürste mit den Borsten nach unten in die Lösung, so daß das Wasser nur gerade die Borsten bedeckt. So werden diese bald weiß und rein sein. Dann wäscht man die Bürste mit frischem Wasser ab und läßt sie an freier Luft und mit aufwärts gekehrten Borsten trocknen.

Zarte Hände möchte sich jede Dame, die etwas auf sich hält, auch in der gefährlichen Jahreszeit bewahren. Aber gegen die Unbilden der Witterung kämpfen selbst die zartesten Händchen vergebens — wenn die Kosmetik nicht wäre. Um rauh gewordene Hände nämlich binnen einer Viertelstunde wieder zart zu machen, gebe man einen Eßlöffel voll Leinöl in eine Untertasse und menge mittelst eines Holzspachtels nach und nach feingefiebte Steintohlenasche darunter, bis ein sehr steifer Teig daraus entsteht. Mit diesem reibe man die Hände an den rauen Stellen wohl eine Viertelstunde lang, beseitige dann die Masse und wasche mit einer Bürste und viel Seife. Die Steintohlenasche wirkt dabei als feinste Feile, die abgerissenen Hauttheile beseitigend, während das Leinöl die noch feste Haut durchdringt und biegsam erhält. Ein ganz einfaches und gutes Mittel besteht auch darin, daß man die Hände abends mit Glycerin einreibt. Bei tiefen Schrammen in den Händen

welche man jeden Abend die wundten Stellen mit salzloser Butter aus. Bei oberflächlichen Hautrissen, welche von der Luft herühren, mischt man Butter und Baumöl durcheinander, bestreicht mit diesem Sälbchen die zu heilenden Stellen des Abends und zieht wollene Handschuhe darüber.

Frische Morcheln mit Krebsen ist ein schmackhaftes Essen in der Krebszeit. Neben Morcheln kocht man zugleich Krebse in brausend kochendem Wasser mit Salz gar, macht die Schwänze aus den Schalen und schneidet die Scheren von der unteren Seite auf. Dann gibt man geriebene Semmel, Muskatnuß, Pfeffer und Salz zu den Morcheln, sowie auch vor dem Anrichten die Krebschwänze, legt die Scheren rings um die Schüssel und richtet die Morcheln darin an.

Gemüsemayonnaise, eine vorzügliche Sommerpeise, bereitet man auf folgende Art: Junge Gemüse, Schoten, Karotten, grüne Bohnen, Spargel, junge Kohlrabi, jedes nach seiner Art werden vorgerichtet, in kleinere Stückchen geschnitten und jedes für sich weichgekocht. Dann gibt man in einem reinen Emailletopf etwas Butter und zwei Löffel Olivenöl und rührt einen Kochlöffel Mehl über schwachem Feuer gar darin. Etwas abgekühlt, gibt man nach und nach drei ganze rohe, gut zerquirte Eier hinein, Salz, Pfeffer, drei Löffel Essig und zuletzt noch tropfenweise etwas Del, so daß eine nicht zu dicke wohl-schmeckende Sauce wird, die man sehr kalt stellt, wodurch sie sich noch verdickt. Eine Stunde vor dem Anrichten vermischt man das Gemüse mit der Sauce, gibt nach Gefallen noch Hummerstückchen, Krabben oder Krebschwänze hinzu, richtet alles auf schönen Herzblättern von Kopfsalat, die man mit etwas Essig besprengt, in einer Kristallschüssel an und verzehrt es mit Salatherzen, Krebschwänzen, schönen roten Rabieschen und ganzen Krabben.

Konserviertes Fleisch. Um Fleisch und Fische zu konservieren, gibt ein französisches Fachblatt nachstehendes Verfahren an, welches auf eine Behandlung mit Salzlösung beruht. Das Fleisch befindet sich in einem Gefäße von entsprechender Form und Größe, welches an seiner oberen und unteren Seite mit je einem Hahne versehen ist und bei Beginn der Behandlung luft-leer gepumpt wird. Durch den unteren Hahn läßt man darauf eine gesättigte Kochsalzlösung eintreten, welche in die von Luft befreiten Poren des Fleisches eindringt. Bei größeren Mengen zu konservierenden Fleisches ist es notwendig, die Salzlösung unter Druck einzuführen, damit alle Poren genügend gefüllt werden. Das Verfahren ist bei jeder Art von Wildpret, Fischen, Geflügel, Käse usw. anwendbar; bei letzterem dauert die Behandlung nur 6 bis 8 Minuten, bei Fleisch ungefähr 8—20 Minuten.

Aphorismen.

Die Frauen sind unserer Kindheit Stütze, unsrer Jugend Freude, unsres Alters Trost.

Aretin.

Lehren von der Emanzipation der Weiber hat es in allen Zeiten der Geschichte gegeben, wenn die Bande der Zucht und Sitte sich lockerten. . . . Neu ist nur, daß heute der Unsinn vorgetragen wird mit der Miene sozialpolitischer Weisheit.

Heinrich v. Treitschke.

Wenn die Tage der Geschichtslosigkeit des Berufs, die von rabiaten Frauenrechtlerinnen angestrebt werden, einmal kommen sollten, dann wird auch der Tag nicht fern sein, wo die Glückslosigkeit auf Erden ihre Stätte aufschlägt.

Adolf Matthias.

Die Natur hat in das weibliche Geschlecht eine natürliche Anlage zur Kunst gelegt. Der Mann ist geschaffen, über die Natur zu gebieten, das Weib aber, dem Mann zu regieren. Zum ersten gehört viel Kraft, zum andern viel Geschicklichkeit.

Kant.

Die Frau, nach ihrem sicheren Empfinden, ist recht eigentlich das Gewissen des Mannes. Gott möge uns davor bewahren, daß dieser Einfluß an der rechten Stelle uns niemals ermangele.

v. Sybel.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden, Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers: Leybold & Franzbücher.

Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Fortsetzung.

Der Großherzog wunderte sich im stillen über Tris' Takt und Diskretion, sowie über die sichere Art, in der sie sich mit ihm unterhielt, ehrerbietige Hochachtung mit gefälliger, aufrichtiger Ungezwungenheit verbindend. Er war an die lächerliche Verlegenheit und zitternde Steifheit jener gewöhnt, die zum erstenmale vorgestellt wurden. Die Bewandtheit der schönen, jungen Frau entzückte ihn.

„Sie erinnern mich an eine Frau, die ich in meiner Jugendzeit kannte, eine Frau, die ich liebte, Fürstin, mit der hartnäckigen, leidenschaftlichen Liebe des Jünglings. Seit Jahren sah ich sie nicht mehr, unsere Lebenspfade gingen weit auseinander, aber die Erinnerung an sie bleibt meinem Herzen unauslöschlich eingegraben.“

Er stützte den Kopf in die Hand und blickte sinnend vor sich hin. Die Höflinge wunderten sich schon über dieses lange, intime Gespräch.

„Ich fürchte, es ist eine traurige Erinnerung“, wagte Tris zu bemerken.

„Traurig, Fürstin, und doch unsagbar süß. Ein Hauch der Jugend und des Frühlings und das Traurige liegt nur darin, daß ich, als diese unschätzbare Freundschaft noch mein war, sie nicht zu würdigen wußte. Ich verschleierte sie wie ein fürchtetes Kind, das ein wertvolles Spielzeug wegwirft; aber die Leere und Dede war nie mehr auszufüllen. Ich darf sie nicht länger mit diesen trüben, alten Erinnerungen langweilen. Die Jugend, der Frühling, die Liebe, sie liegen alle noch vor Ihnen!“

„Es langweilt mich nicht, königliche Hoheit. Wenn ich auch noch jung bin, so habe ich doch schon die Bitterkeit des Lebens kosten gelernt.“

Wieder ruhte sein Blick prüfend auf ihr. „Sie kennen also die Tränen, aber, hoffen wir, auch das Lächeln und die Freude des Lebens.“

Sie antwortete nicht; dann, als sie glaubte, er wolle sich erheben, sagte sie rasch: „Darf ich Ew. königliche Hoheit eine Botschaft meiner Freundin entrichten?“

„Ah, wir haben eine gemeinsame Freundin! Wie heißt sie?“

„Lady Bellingham.“

Tiefes Rot stieg langsam in die Wangen des Mannes neben ihr. Seine scharf und klar geschnittenen Züge nahmen den Ausdruck stolzer Kälte an, der jedoch das nervöse Zucken seiner Hände widersprach. Tris fürchtete, ihn verliert zu haben und wartete mit banger Scheu.

„Und worin bestand diese Botschaft, Fürstin?“

„Lady Bellingham sagte mir nur, ich sollte, wenn ich das Glück hätte, mit Ew. königlichen Hoheit zu sprechen,

(Nachdruck verboten.)

ihren Namen nennen und hinzufügen, daß sie mir eine treue Freundin ist und ich ihr lieb und wert bin!“

„Fürstin, das genügt; Sie sagten, es sei eine Botschaft, ich betrachte sie als Befehl und werde gehorchen. Sehen Sie in mir von nun an Ihren ergebensten Freund. Meine ganze Macht, meinen Einfluß stelle ich Ihnen von heute ab zur Verfügung!“

XXXI.

Als Hampden Lady Bellingham verließ, war er wie trunken und halb, wahnsinnig vor Schmerz. Seit Wochen hatte er all die selbstsüchtigen Impulse, die die Festigkeit seines Entschlusses gefährdeten, fest im Zaume gehalten. Nun hörte der Zwang auf, die führende Tat war vollbracht, das Opfer vollendet; er konnte der tödlichen Bitterkeit seines Herzens freien Lauf lassen und einer brausenden Flut gleich, die alles in Wirbeln mit fortreißt, beraubte sie ihn seiner ganzen Willenskraft. Er war sich nur des einen Wunsches bewußt, so schnell, als möglich nach Hause zu kommen und dort zu sterben, wenn es das Geschick so wollte. Nachhause! Welcher Hohn! welche Ironie! Seit Wochen hatte er das Haus in der Giltstreet nicht mehr betreten; wie einen Fremden starrten ihn die Diener an und wichen entsetzt über sein Aussehen zurück. Nur sein eigener Kammerdiener trat näher und wagte zu fragen, ob er denn nicht einen Arzt holen dürfe. Zu seiner größten Ueberraschung willigte Hampden ein.

Als der Arzt kam, steckte er den Patienten sofort ins Bett und als Claudia noch ganz erregt von der Hochzeit zurückkehrte, trat ihr ein Diener mit der Meldung entgegen, der gnädige Herr sei schwer erkrankt und zeige alle Symptome heftiger Gehirnentzündung. Diese Nachricht ernüchterte sie sofort, sie legte eine sanfte, teilnahmevolle Rücksicht an den Tag, stand an seinem Bett und horchte mit bestürztem Gesicht auf die wirren Fieberphantasien; auch bewies sie viel Tatkraft und praktischen Sinn; Pflegerinnen wurden geholt, das Krankenzimmer wurde zum Mittelpunkt des Hauses, was durch Geld zu erreichen war, geschah, alles wurde daran gesetzt, um das Leben des Kranken zu retten.

Denn Claudia liebte es, sich in einer ästhetisch schönen, vorteilhaften Rolle zu zeigen. Wie es auch enden mochte, es sollte niemand von ihr behaupten können, daß sie irgend etwas versäumte; sie bewachte also den traurigen Kampf zwischen der gesunden Konstitution und dem tödlichen Leiden mit einem Interesse, das nicht gänzlich erheuchelt war. Geduldig hörte sie die endlose Wiederholung des Namens jener anderen Frau an, horchte aufmerksam, wenn die schwache Stimme von jener Liebe flüsterte, die auf Erden

keine Fortsetzung mehr haben sollte, von jenen Hoffnungen, die für immer zerstört worden waren. Nur hier und da sahen die Pflegerinnen ein böses Leuchten in ihren Augen erglimmen und sie wisperten miteinander, wer wohl die fremde Dame sein möge, die der Kranke Tag und Nacht in seinen wirren Träumen rief.

Endlich kam der entscheidende Tag; man verzweifelte schon an Marks Aufkommen. Die Ärzte teilten diese Botschaft Claudia sehr vorsichtig mit, die sie mit absoluter Fassung vernahm. Absolute Ruhe war nötig; auch die Frau wurde während der langen, langen Stunden, die über das Leben des Kranken entschieden, aus dessen Zimmer verbannt.

Claudia hatte diesen Morgen ein kleines Biletchen weggeschickt und wartete jetzt — es war noch früh am Nachmittag — auf Antwort. Ihre Schönheit hatte unter der Aufregung der Krankenpflege nicht gelitten. In ihren sonst etwas ausdruckslosen Augen flackerte heute ein seltsames, ruchloses Feuer.

Und während sie auf den Gast wartete, den sie zu sich beschieden hatte, leuchtete dieses unheimliche Licht immer intensiver auf. Claudia schloß und öffnete ihre weißen Hände mit jener unbewußten Nervosität, die alle an den Tag legen, welche ganz und gar von einem Gedanken in Anspruch genommen sind und das Bewußtsein ihrer Umgebung und ihrer eigenen Persönlichkeit gänzlich verloren haben. Sollte die Freiheit, von der sie so oft träumte, nach der sie sich insgeheim sehnte, sollte sie ihr endlich winken? Um dieser Freiheit willen hatte sie böse Pläne geschmiedet, Iris als Werkzeug benützend, bis ihr das Werkzeug von einer stärkeren Hand entrissen wurde.

Wenige Jahre nach ihrer Verheiratung, als Mark sie schon längst gewogen und zu leicht gefunden hatte, lernte sie Lord Carlington kennen. Seine eigenartige Persönlichkeit hatte ihre bizarre Natur angezogen, wie auch seine Raunen und Grobheiten, die eine feiner empfindende und sanftere Frau abgestoßen hätten. Sie galten ihr als Beweis von Kraft, jener siegreichen Kraft des Mannes, und vor ihr beugte sie gern ihren Stolz.

Und jetzt wartete sie sieberhaft auf ihn; denn es schien ihr plötzlich, als könne sie nicht weiterleben, ohne in seine hübschen Züge zu blicken, die sie liebte. Seit dem Tage nach Iris' Ankunft hatte sie ihn nicht mehr bei sich gesehen, seit jenem Tage, an welchem sich der Gedanke an Freiheit zum erstenmale in ihr Herz geschlichen hatte und sie zur erbittertesten Feindin des Mädchens, das als ihr Bündel ihrem Schutz anvertraut war, machte. Nun endlich schien die Freiheit nahe. Jeden Morgen konnte Claudia als unbeschränkte Herrin ihrer selbst aufwachen, über ein neugewonnenes Leben verfügen, das sie dann demütig Lord Carlington als Geschenk anbieten wollte. Würde er es annehmen? Liebte er sie? Diese Frage marterte sie, während sie klopfenden Herzens auf ihn wartete. Gewiß, er mußte sie lieben. Und dann stand er plötzlich vor ihr, während sie noch auf seinen Tritt lauschte. Süßlich, elegant; ruhig wie immer murmelte er einige konventionelle Worte der Begrüßung, die Claudia reizten, weil sie ihr, von ihm kommend, sinnlos schienen.

„Haben Sie sich über meine Karte geärgert, Ralph. Ich mußte schreiben, ich konnte dieses Schweigen nicht mehr ertragen!“

„Welches Schweigen?“ fragte er leichtthin. „Ich war nie ein sehr eifriger Korrespondent, so weit ich mich erinnern kann.“

Claudia hatte das beklemmende Gefühl, daß sie so nicht weiter kam. Was sollte sie tun, wenn er so kalt und unförmlich blieb?

„Seien Sie nicht so abscheulich, Ralph. Ich kenne keinen so kalten Menschen wie Sie. Können Sie nicht einmal nett mit mir sein? Sie ahnen nicht, wie unglücklich ich die letzte Zeit war!“

„Natürlich werde ich lieb und nett mit Ihnen sein“, erwiderte er in etwas sanfterem Tone, „aber Sie sind zu gefährlich, um ungestraft lieb mit ihnen sein zu können.“

Die Worte waren liebenswürdig, aber seine Augen blickten düster und herbe; denn er dachte: der Mann dieses Weibes liegt hier sterbend oben, während es alles tut, um mich zu tödnen!

„Erinnern Sie sich noch an unsere letzte Unterredung in diesem Zimmer hier?“ er sprach noch langsamer als sonst, gleichsam, als wäge er vorerst jedes seiner Worte.

„Natürlich, Ralph. Sie waren ja ungemein belehrend und so unliebenswürdig. Ich hoffe, daß Sie heute nicht so sein werden. Denken Sie nur, wie nötig mir jetzt zu dieser Stunde ein Freund ist; ich habe außer Ihnen niemand, der mir beistehen, an den ich mich wenden könnte.“

„Claudia, warum spielen Sie die Rolle der betäubten Gattin?“ fragte er zynisch. „Das ist schön und gut der Welt, dem Arzte und Pflegepersonal gegenüber, aber bei mir ist es verlorene Liebesmüh!“

Ihre Augen blickten zornig auf.

„Darf ich denn nicht ein einziges, menschliches Gefühl äußern?“ rief sie leidenschaftlich, „ohne daß man meiner spottet? Bin ich denn so ein verachtungswürdiges Schesal, das nicht einmal Mitleid empfindet?“

„Vielleicht fühlen Sie Mitleid“, sagte er kühl, „jedemfalls hegen Sie gar manches, milder sanfter Gefühl. Ergeben Sie sich darein, Claudia, daß es ein Wesen gibt, das die wahre Claudia genau kennt, eine Frau — leidenschaftlich, ohne Grundzüge, im Haß wie in der Liebe, ein Geschöpf mit heftigen Impulsen, vollkommen gewissenlos — und trotz allem doch gefährlich anziehend; das ist Ihre wahre Natur!“

„Der Schluß macht alles wieder gut“, murmelte sie, wie ein gescholtene Kind vor ihm stehend. „Wir wollen wieder Freunde sein, wie wir es vor Ihrem einfältigen Strupeln waren, und das übrige der Zeit überlassen.“

Sie legte ihre weiße, juwelengeschmückte Hand auf die seine und blickte ihn mit jenem strahlenden Lächeln an, das einer ihrer größten Reize war.

Carlington ließ ihre Hand fallen und wandte sich ab, sich nervös auf die Lippen beißend.

„Ich bin glücklich, wieder Freundschaft zu schließen mit Ihnen, Claudia, und bringe Ihnen warme Teilnahme entgegen, weil auch ich Ihres Interesses, Ihrer Teilnahme bedarf.“

„Lieber, alter Ralph“, rief sie entzückt, „ich habe immer reges Interesse für Sie. Was ist jetzt? Setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir alles!“

„Danke, ich stehe lieber. Ich — ich — möchte, Ihnen nur mitteilen —“, Carlington stotterte und stockte, dann zwang er sich, fortzufahren; „ich möchte um Ihre Teilnahme an einem sehr wichtigen Ereignis meines Lebens bitten!“

„Ein wichtiges Ereignis —!“ wiederholte Claudia verblüfft.

„Ja, meine Heirat.“

Drückendes Schweigen folgte. Die Frau schien wie zu Stein erstarrt. Dann rang sich ein langer, zitternder Seufzer von ihren Lippen und schließlich brach sie in Tränen und Schluchzen aus.

„Claudia, meine Liebe“, sagte Carlington verlegen, „um des Himmels willen, beherrschen Sie sich. Es tut mir von Herzen leid, daß Sie meine Freundschaft so mißverstanden haben, aber ich glaube wirklich nicht, daß es mein Fehler ist. Denken Sie an unsere letzte Unterredung, die sehr unangenehm war, wie Sie eben behaupteten, erinnern Sie sich an das, was ich damals sagte, dann werden Sie gerecht sein und zugeben, daß ich Sie nicht täuschte!“

„Doch, doch, Sie täuschten mich“, schluchzte Claudia, ganz niedergeschmettert von dem drückenden Bewußtsein einer Niederlage, allen Frauenstolzes, aller weiblichen Würde vergessend. „Freilich verließen Sie mich, weil Sie sich schämten, unter dem Dach meines Mannes Liebesintrigen anzubündeln, aber Sie sagten zugleich, daß es anders gekommen wäre, wenn wir uns früher gekannt hätten. An diese Worte, an die Hoffnung, daß Sie einst zu mir zurückkehren würden, klammerte ich mich.“

(Fortsetzung folgt.)

Zarte Hände.

Man pflegt schlechtweg von „zarten Händen“ zu sprechen, wenn man den Damen eine Schmeichelei sagen will. Indessen, wie oft wird man getäuscht. Was aber kann als Norm einer schönen Hand gelten? Künstler und Aerzte haben sich die Köpfe darüber zerbrochen. Gelehrte Häupter stritten darüber z. B., ob und wie oft der Zeigefinger der Menschen länger sei als der Ringfinger. Da nämlich — wie uns erst Dr. Strag in seinen Völkern über die Schönheitskultur des Weibes sagte — beim Affen der zweite Finger stets kürzer ist als der vierte, so kann die größere Länge des zweiten Fingers als ein Zeichen höherer Entwicklung aufgefaßt werden. Casanova, Mantegazza u. a. tun sich zugute mit ihren diesbezüglichen Entdeckungen und halten die größere Länge des zweiten Fingers für eine seltene, schöne Erscheinung. Ein anderer Gelehrter, Braune, hingegen hat durch zahlreiche Messungen nachgewiesen, daß die scheinbare Verkürzung des zweiten Fingers meist auf einer schiefen Stellung desselben zu dem Mittelhandknochen beruht und daß bei durchschnittlich 70 Prozent der von ihm gemessenen Menschen der zweite Finger in der Tat der längere war.

Eine zu kleine Hand hält der Kunstmaler Arringer, der sich auch auf dem Gebiete der Schönheitskultur bekannt machte, für ebenso unschön, wie eine zu große. „Hände, deren Länge kürzer ist als die Gesichtslänge oder solche, die diese Länge übersteigen, sind nicht proportioniert, bedeuten daher einen Schönheitsfehler.“ Ebenso unschön findet der genannte Aesthetiker auch die besonders schmalen „aristokratischen“ Hände, die offenbar lange dünne Finger haben. Die Breite des Handtellers soll der Länge des vierten, des sog. Goldfingers entsprechen. Magere, knochige Hände sind ebenso häßlich wie plumpe, fette Hände, sie müssen voll, aber weich sein und doch so viel Fettansatz haben, daß an den Fingergelenken bei gestreckter Hand kleine Vertiefungen, Grübchen, entstehen. Diese Grübchen hält auch Dr. Strag für einen unverkennbaren Schönheitsreiz.

Die Finger sollen sich — nach Arringer — gegen die Spitzen verjüngen und schmale, gewölbte, rosig rot gefärbte Nägel haben. Sind die Fingergelenke breit, sehen sie verdidet aus und sind die Nägel breiter als sie lang sind, dann entstellt sie die Hand. Der zweite Finger ist, wenn er in der Länge den vierten Finger übertrifft, ein besonderes Merkmal der schönen Hand. Der Teint der Hände sei rosig, da nur eine solche Hand auch Gesundheit verrät.

Endlich mag die geneigte Leserin nicht ganz außer Acht lassen, was die Okkultisten aus der Hand lesen. Einer der hervorragendsten unter ihnen, Gehmann, der interessante Aufschlüsse über die Bedeutung der Frauenhand für die Erforschung des weiblichen Charakters gab, stellte fest, daß etwas mehr als die Hälfte der Europäerinnen nach den Regeln der Handkunde entweder dem Künstlerstande angehören oder doch wenigstens „künstlerisch angehaucht“ sind. Etwas mehr als ein Drittel derselben verfügt über einen geraden und feinen Verstand, der sich dem Charakter des Mannes einigermaßen anzunähern imstande ist, rund etwa ein Zehntel kommt den geistigen Eigenschaften des Mannes noch näher.

Nur wenige Frauen haben die knotige Form der Finger aufzuweisen, die auf Scharfsinn und geistige Ordnung schließen lassen. Vielen Damen fehlt daher die logische Kombinationsgabe. Hände mit ionischem Typus sind die am meisten vorkommenden Frauenhände. Sie bergen alle berückenden Eigenschaften der weiblichen Psyche in sich, aber auch alle Mängel und Fehler. Deutet diese Form auf eine hohe Liebe zu schönen Künsten hin, so prädisponiert sie andererseits auch nicht minder zum leichtem Leben, etwas göttlichem Leichtsinne. Sehnsucht nach Genuß.

Verbindet sich die ionische Form dazu mit einer molligen Weichheit der Hand, ist sie üppig, dick und klein, so kann man darauf rechnen, daß die Inhaberin dieses „Parisierls“ sich lieber im Dreiwirteltakt nach den Klängen eines Straußwalzers im Saale herumwirbeln läßt, als den Wissenschaften zu huldigen. Der „Ernst des Lebens“ ist ihr zumeist ein „saurer Apfel“, in den sie nicht gern beißt.

Frauen mit zarten, edigen äußeren Fingergliedern hingegen werden stets Mustergattinnen sein. Sie haben weniger Bedürfnisse in Herzenssachen, beschränken sich auf die Liebe ihres Gatten, gehen ganz in derselben auf und setzen förmlich ihre Ehre darin, allgemein als vorbildliche Ehefrauen zu gelten. Eine Damenhand in Spatelform erinnert an die galanten Frauen der Schäferspiele. Bei Liebesabenteurerinnen, berühmten Theaterchöreinnen, vielumworbenen Beautés der Salons, Vocontrictors der Gesellschaft trifft man fast ausschließlich die spatelförmige Hand an, die sie lieber hundert Galanen zum Hand-

lusse reichen, als zwei Minuten dem Gatten zur Betrachtung überlassen.

Nach allen diesen Betrachtungen möchten wir nur wünschen, daß jeder Mann nicht nur in der Wahl des Herzens, sondern auch der Hand, um die er anhält, das Richtige ertasse.

Die letzte Wohnung.

In einem Essay, das er „Der Einbruch der Nacht“ betitelt, hat der Philosoph Herbert Spencer geschrieben: „Die Furcht vor dem Tode, welche die meisten Menschen empfinden, ist ganz ungerechtfertigt.“ Auch stellte er die Behauptung auf, daß in den letzten Stadien des Bewußtseins ein nicht unangenehmes Gefühl der Ruhe vom Menschen Besitz ergreift. „Daß Herbert Spencer sich nicht vor dem Tode fürchtete“, schreibt Julius Gabe im „Daily Chronicle“, „darauf kann kein Zweifel bestehen.“ Das beweisen die bisher unveröffentlichten Briefe und Auszüge, in denen er seine Pläne für den Todesfall mit minutiöser Bedanterie und an einzelnen Stellen mit pöflichem Humor auseinandersetzte, als handle es sich um eine beabsichtigte Reise um die Welt.

Die Bauunternehmer vom Highgate Friedhofs haben die Briefe Spencers zur Verfügung gestellt und aus diesen geht hervor, daß die Verhandlungen für das Grabmal am 8. September 1899, also vier Jahre und drei Monate vor Spencers Tod begannen. Dem ersten Briefe legt er eine Skizze des Sarkophags bei, den er zur Vergung seiner Ueberreste aufstellen lassen möchte, und fragt an, wie hoch die Ausführung desselben zu stehen kommen würde. Er hält es für richtig, der Firma mitzuteilen, daß er auch bei anderen dieselbe Anfrage gestellt hat. Vier Tage darauf bestätigte er den Empfang des Ueberschlages, und am 11. September erfolgte die Bestellung durch folgenden, auf der Maschine geschriebenen, eigenhändig unterfertigten Brief:

„Sehr geehrte Herren! Unter den in diesem Brief enthaltenen Bedingungen erkläre ich mich mit dem Preise einverstanden, den Sie für die Ausführung eines Sarkophags aus Granit verlangen, wie ich ihn über die Grabstelle 33.292 auf dem Highgate Friedhofs, welche ich erworben habe, setzen lassen will. Sie verlangen 74 Pfd. St. einschließlich der Politur der Oberfläche und der Ausführung einer Nischenrinne am Rand. Das Material soll grauer Aberdeen-Granit sein und alle sichtbaren Flächen müssen schön poliert sein. Die Form und die Dimensionen des Sarkophags sind auf den überlieferten Zeichnungen genau angegeben, nur die innere Höhlung, in welche die Nischenrinne kommt, soll statt der angeführten Maße 20 Zoll lang, 12 Zoll breit und 12 Zoll tief sein; also etwas kleiner, als im Plan vorgesehen war. Ich möchte mich überzeugen, daß alles so ausgeführt wird, wie ich es wünsche. Ich ersuche Sie deshalb, mir Ihre Arbeitspläne vorzulegen, sobald Sie dieselben fertiggestellt haben. Es ist wohl selbstverständlich, daß das Mittelstück aus einem soliden Block besteht, daß es nicht zusammengefügt ist, und daß also der Sarkophag aus drei soliden Stücken besteht: der Basis, dem Mittelstück und dem Deckel. Um Mißverständnisse zu vermeiden, wiederhole ich, daß alle vier Felder des Sarkophags um 3 Zoll vertieft sein müssen, eingerahmt von einer Kopsleiste, die zum Felde in einem Winkel von 45 Grad steht. Herbert Spencer.“

Der Sarkophag wurde genau nach diesen Angaben und unter seiner Aufsicht ausgeführt, auf dem Highgate Friedhofs in Verwahrung genommen und nach Spencers Tode aufgestellt. Er befindet sich am südlichen Abhange, nicht weit von den Grabmälern seiner guten Freunde, der Schriftstellerin George Eliot und deren Gatten G. H. Lewes, umgeben von prächtigen, geschmacklosen Denkmälern, unter denen sich dasjenige Herbert Spencers sehr einfach, niedrigen und geschmackvoll ausnimmt.

Frauen im Postdienst.

Vom Vordringen der Frau im französischen Postdienst gibt die Zuspätschickung einer Pariser Postbeamtin Kunde, welche diese an die „Frauenzeitung“ der Prager „Bohemia“ als Antwort auf eine Anfrage richtete. Die französische Beamtin schreibt: „Schon erobern wir uns Schritt für Schritt die höheren Stellen. Als ich vor einer Reihe von Jahren kandidierte, wagte ich noch nicht zu erhoffen, was ich heute erreicht habe, was jede Beamtin hinauf erreichen kann, einen höheren Grad, ansehnlichen Gehalt, Garantien für Krankheit und Alter. Zwar sind die Stellen der „receveuses“, der Bureauvorsteherinnen, uns bis zur Stunde nur in der Provinz offen, und man hat mir wiederholt solche Stellen angeboten, die ich aber ablehnte, weil ich lieber in Paris bleibe.“

In Paris sind die Bureaus nur von Männern geleitet — man wagt es scheinbar noch nicht, uns in der Hauptstadt die Verantwortung zu übertragen, die wir in der Provinz übernehmen dürfen.

Was unsere Beziehungen zu den männlichen Kollegen anbelangt, so ist die Ironie, mit der sie uns vielleicht im Anfang in ihrer Mitte empfangen, längst verschwunden. Sie betrachten uns wohl kaum noch als Konkurrentinnen. Wie sollten sie auch? Wer einmal in den Beamtendienst eintritt, hat seine Zukunft gesichert (wenn er nicht schlimme Torheiten begeht); obendrein haben die Herren noch Privilegien, die man uns Frauen, wie schon gesagt, die Pariser „receveuses“-Plätze, verweigert.

Auffallend ist, daß man eine „reinliche Scheidung“ zwischen den Geschlechtern vornehmen zu müssen glaubt; man kann die 120 Pariser Postbureaus in „männliche“ und „weibliche“ einteilen, solche, wo Sie an allen Schaltern nur von Herren, und solche, wo Sie nur von Damen bedient werden. Fürchtet man die Vermischung, oder fürchtet man den intimeren Verkehr zum Schaden des Dienstes? Daß wir uns nicht vertragen oder aber gar „flirten“ können? Zum „flirtieren“ treten wir nicht in den Postdienst ein, wenn schon heute manche Heirat zwischen Postiers zustande gekommen sein mag.

Tatsache ist, daß die Bureaus mit Damen in Paris an Zahl zunehmen. Die Armee der Kandidatinnen, die sich für das Aufnahmeexamen einschreiben lassen, wächst von Jahr zu Jahr. Gerade dieser Ansturm beweist, daß wir Frauen uns heute in der dringenden Notlage befinden, unser Brot selbstständig zu verdienen. Die poetischen Zeiten sind vorbei, die Prosa des Tages öffnet uns die Augen. Ohne Mitgefühl keine Heirat mehr; wohl aber kommt noch mancher Haushalt auf der praktischen Basis zustande, daß beide Teile durch ihren gemeinsamen Erwerb und mit einer größeren gegenseitigen Achtung sich die Existenz und die Zukunft angenehm gestalten.

Dies und das.

□ Der Blißableiter im Volksglauben. Der Julimonat ist die Zeit schwerer Gewitter und der Blißableiter hat reichliche Arbeit. Leider findet dieses Schutzmittel gegen die Blißgefahr noch immer nicht die richtige Würdigung. Der Landmann, der in einsamen Gehöften am meisten von dem Gewitter bedroht wird, ist die Anlage des Blißableiters meist zu kostspielig; auch fürchtet er die Gefahren eines nicht ordnungsgemäß behandelten Blißableiters. Der Bauer hat zu anderen Schützern vor dem Gewitter mehr Zutrauen. Schlägt ein Schwalbenpaar seinen Wohnsitz in seinem Hause auf, so glaubt er schon gegen Blißschaden gesichert zu sein, und beehrt ihn gar ein Storch als Sommergast, so schaut er in das tobende Wetter schon ganz gleichmütig drein. Auch das Donnerkraut soll die Kraft des zuckenden Strahles brechen, darum findet man es noch in manchen Bauernstuben an der Wand hängend. Vom Haselstrauch, von der Brennessel und der Weide erhofft man denselben Dienst, wenn sie bei nahendem Unwetter ins Feuer gelegt werden. Den wirksamsten Schutz gegen den grellen Bliß aber sieht der Landmann im Gebet. Darum tritt er zusammen mit den Seinen zu ernster Andacht, wenn draußen die Donner rollen. Er stellt die Arbeit ein, auch die Mahlzeit, und atmet erst wieder auf, wenn der klare Himmel von neuem lacht.

□ Der Hund als Heiratsvermittler. Ein Fräulein Culbertson in Pittsburg war Besitzerin eines prachtvollen Colliehundes, der auf den Namen Montag hörte. In der vorletzten Woche lief das gute Tier fort, und die verzweifelte Herrin erklärte öffentlich, sie würde für den Finder und Wiederbringer ihres Hundes alles tun. Salome Murate, ein braver Feuerwehrmann, fand den Hund, brachte ihn der unglücklichen Herrin und verlobte sich a tempo so fest in dessen Eigen-

thümerin, daß er als Entlohnung ihres Versprechens verlangte, sie solle ihn heiraten. Das hat Fräulein Culbertson denn auch getan, und Montag bekam am Hochzeitstage — zwei Wurstchen.

□ Die erste Umschiffung Afrikas. Man schreibt der „Zeff. Ztg.“: Herodot erzählt im vierten Buche seines Geschichtswerkes, daß König Necho nach Durchstechung der Landenge zwischen Asien und Afrika eine phönizische Flotte ausgesandt habe, die vom Roten Meere ausfahrend „Libyen“ umsegeln und durch die Säulen des Herkules wieder in die ägyptischen Gewässer zurückkehren sollte. Daß dieses Vorhaben ausgeführt worden sei, wird ausführlich berichtet und die Angaben, die dabei gemacht werden, schließen einen Zweifel an der Wahrheit des Berichtes aus. Immerhin aber ist es sehr erfreulich, daß die Geschichte durch einen ägyptischen Originalbericht bestätigt wird. Er befindet sich in Gestalt einer Inschrift auf einem Skarabäus, den das Guimet-Museum in Paris unlängst erwarb. Danach hat der König Necho einen Boten ausgesandt, der das unbekannte Land umfahren sollte. Dieser führt den Befehl aus, kehrt zu Wasser nach Bubastis, wovon er ausgefahren war, zurück und erzählt dem Pharao seine Erlebnisse und alles, was er an Merkwürdigkeiten und Wunderbarem sah. Durch Vergleichung mit einem anderen Skarabäus ist endlich auch die genaue Zeitbestimmung der Umfahrt möglich; es ist das 12. Regierungsjahr des Necho, das dem Jahre 609 v. Chr. entspricht. So ist denn für die Geschichte der Entdeckungsfahrten eine Urkunde ersten Ranges gewonnen.

Am Familientisch.

Auflösungen zu Nr. 156.

Banten-Rätsel:

Eiffelturm.

Krebstworträtsel:

Borg — grob.

Somogramm.

R A S

R i s p e

A i t e r

S p e l t

e r t

Wichtige Lösungen schickten ein: Fr. Holmann-Wiesbaden — E. Noder-Wiesbaden — Ph. Dörner-Wiesbaden — Ed. Cassel-Wiesbaden — Eugen Döndler-Wiesbaden — G. Schneider-Wiesbaden — Camille Deriaz-Schlagenbad — A. Schneider-Wehen — S. Kappeler-Höchst — M. Kleinshmidt-Kassel.



Berierbild.

Meine kleine Schwester wollte mir doch im Garten helfen, gewiß sieht sie wieder irgendwo und liest Märchen?

Rapselrätsel.

Handwerk, Schlehdorn, Grenzjäger, Willkommen, Aberlaß, Heller, Rinne.

Es ist ein Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in vorstehenden Wörtern ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.

Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers

Reybold & Krantz in Wiesbaden.